

«Schwierig wurde es erst, als ich wieder in der Schweiz war»

Nach einem Lawinenunfall entschied sich der Architekt und Ökonom Paul Metzner, seine Karriere in der Privatwirtschaft aufzugeben und sich in Hilfsprojekten zu engagieren. Sein erster Einsatz führte ihn nach Haiti, wo er nach drei Monaten mit ansehen musste, wie ein Erdbeben Tod und Verwüstung brachte. Der 49-jährige tat sich danach schwer, in der Schweiz wieder Fuss zu fassen.

Interview: Mathias Morgenthaler
mathias.morgenthaler@espacemedia.ch

Herr Metzner, Sie waren 25 Jahre lang erfolgreich in der Privatwirtschaft tätig und haben Ihre Karriere dann an den Nagel gehängt. Was ist passiert?

PAUL METZNER: Vor fünf Jahren bin ich auf einer Skitour von einem Schneebrett verschüttet worden. Ein Kollege konnte mich zum Glück rasch wieder ausgraben, aber die Nahtoderfahrung hat bei mir Spuren hinterlassen. Ich absolvierte zwar weiterhin meine Zwölf-Stunden-Tage als Bau- und Sachverständiger bei einer grossen Versicherung, aber ich stellte mir immer öfter die Frage: «Willst du wirklich so weiter machen?» Meine Frau sagte mir, ich wirke nervös und gestresst. Nach einiger Zeit hörte ich auf mein Bauchgefühl und gestand mir ein: Es braucht eine einschneidende Veränderung.

Wie sah diese aus?

Ich bewarb mich beim Schweizerischen Korps für humanitäre Hilfe (SKH). Sofort merkte ich: Hier wird reiche Berufs- und Lebenserfahrung geschätzt. In der Privatwirtschaft hatte ich bei älteren Kollegen gesehen, wie der eine oder andere plötzlich sanft aufs Abstellgleis geschoben wurde.

Wie haben Sie Ihren ersten Auslandseinsatz erlebt?

Im September 2009 trat ich meinen ersten Einsatz in Haiti an. Ich sollte während eines halben Jahres die humanitäre Hilfe kennenlernen. Einen Drittel der Zeit kümmerte ich mich um Finanzen und Personalführung, zwei Drittel um Projekte wie Milchpulververteilung in Schulen und Kinderheimen. Es war sehr spannend für mich, in einem derart armen Land, in dem eigentlich gar nichts funktioniert, einzusteigen. Ich lernte enorm viel über wahre Armut. Aus der Ferne machen wir uns ein komplett falsches Bild. Es hat mich beeindruckt, wie diese Menschen, die täglich ums Überleben kämpfen, trotz allem sehr fröhlich sind. Ich habe vermutlich nie in meinem Leben so viel gelacht und so viele komische Situationen erlebt wie in den ersten drei Monaten in Port-au-Prince.

Am 12. Januar 2010 brachte ein gewaltiges Erdbeben grosses Leid über das Land. Wie haben Sie diesen Moment erlebt?

(Schweigt) Noch heute bekomme ich Hühnerhaut, wenn ich darauf angesprochen werde. Ich hatte Besuch von einem Berner Kollegen. Am Montag verteilten wir im Hafen 30 Tonnen Milchpulver. Am Dienstag Nachmittag machten wir einen Ausflug. Wir hatten erwogen, die Kathedrale in Port-au-Prince zu besichtigen, fuhren dann



Paul Metzner: «Ich verdiene noch ein Viertel – und es fühlt sich viel besser an».

aber auf einen Hügel oberhalb der Stadt. Von dort oben sahen wir, was das Erdbeben anrichtete. Die Kathedrale wurde komplett zerstört. Ich hatte keine Zeit, mir zu überlegen, was dies alles für die 3-Millionen-Einwohner-Stadt bedeutete. Wir fuhren hinunter ins Büro, das intakt geblieben war, und sahen verletzte Kinder auf dem Schulhausplatz liegen. Sie waren aus dem zweiten Stock gesprungen. Ich musste mir eingestehen, dass ich nicht helfen konnte. Via Satellitentelefon verständigte ich das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten.

Wie haben Sie es geschafft, in dieser Situation kühlen Kopf zu bewahren und zu funktionieren?

Indem ich mich auf das konzentrierte, was ich tun konnte. Natürlich war es schrecklich, all die eingestürzten Gebäude, all die verletzten Menschen, die vielen Toten am Rand der Strassen. Aber dank der schnellen Reaktion der Schweiz und anderer Staaten konnte ich sofort mit Ärzten und Katastrophenhelfern zusammenarbeiten. Ich erlebte meine Arbeit als hilfreich, das gab mir Kraft. Die erste Hilfsgüterverteilung war für mich ein Schlüsselerlebnis. Wir konnten nur 500 von mehreren tausend Menschen etwas abgeben. Trotzdem spürte ich eine grosse Dankbarkeit. Menschen, die nichts erhalten hatten, umarmten mich. So ist es kein Problem, wochenlang sieben Tage durchzuarbeiten. Als ich nach dem halben Jahr zurückkehrte, war meine Frau darauf gefasst, einen abgekämpften Mann in Empfang zu nehmen. Sie sagte mir später, sie sei völlig perplex gewesen, dass ich so voller Energie auf sie zugekommen sei. (Schweigt) Richtig schwierig wurde es eigentlich erst, als ich wieder in der Schweiz war.

Das klingt paradox.

Ich weiss. Alle dachten, ich hätte schon viel früher zurückkehren wollen und sei froh, endlich in der sicheren Schweiz zu sein. Meine Wahrnehmung war an-

ders. Hier fühlte ich mich komplett unverstanden. Wo immer ich hinging, tauchten in meinem Kopf Bilder aus Haiti auf, die sich vor die Schweizer Realität schoben. Wenn mich jemand nach meinen Erlebnissen fragte, tauchte ich wieder ganz in diese Welt ein. Davon zu erzählen, kostete mich Kraft, ich exponierte mich, gab Gefühle preis. Für viele Gesprächspartner war es aber nicht mehr als Small Talk. Sie antworteten mit ein paar Vorurteilen gegenüber Schwarzen und kamen im nächsten Atemzug auf Fussball oder Fernsehserien zu sprechen. Für mich war es eine Zeit grosser Einsamkeit. Ich zog mich zurück, fühlte mich unverstanden. Später sagten mir Berufskollegen, die Ähnliches erlebt hatten: «Schütze dich. Es ist sinnlos, viel zu erzählen.» Seither rede ich meistens über ein paar Sachen, von denen ich weiss, dass sie gut ankommen.

War es auch ein Belastungstest für Ihre Ehe?

Ja, trotz ihrer Unterstützung war es eine grosse Herausforderung nach 20 Ehejahren. Ein Grund, warum ich meine Karriere beendet hatte, war ja, dass ich mehr Zeit für mich und für unsere Partnerschaft haben wollte. Vorher hatte ich in meinem Kaderjob zwar gut verdient, aber fast keine Zeit zum Leben. Jetzt arbeite ich nur noch halb so viel und verdiene maximal ein Viertel – und es fühlt sich viel besser an. Glücklicherweise konnte mich meine Frau bei meinem Libanon-Einsatz zwei Wochen besuchen. Seither versteht sie viel besser, was ich tue und warum die Umstellung schwierig ist.

Haben Sie während Ihrer Schweizer Aufenthalte nie ein schlechtes Gewissen, wie gut Sie es sich gehen lassen?

Nein, ich geniesse die Zeit hier – ich hatte ja auch egoistische Gründe, mich für diese Arbeits- und Lebensform zu entscheiden. Ich habe kein Helfersyndrom und ich opfere mich nicht auf bis zur Selbstaufgabe, sondern ich möchte meine Erfahrung und meine Schaffenskraft temporär weniger privilegierten zur Verfügung stellen. Das fühlt sich für mich richtig an. Gleichwohl frage ich mich von Zeit zu Zeit, ob ich nicht noch mehr tun könnte oder müsste. Ich versuche, bewusster zu leben, viel zu lernen und der Gemeinschaft etwas zurückzugeben. Und ich muss manchmal lachen über unser Sicherheitsbedürfnis hier in der Schweiz. Kürzlich hatte ich Krankenkassen- und Versicherungsvertreter bei mir im Haus. Es ist nicht ganz einfach, das alles ernst zu nehmen, wenn man gerade aus Haiti oder dem Libanon zurückgekehrt ist.

Kontakt:
paul.metzner@bluewin.ch